

Nein zu einem Unwort

Autor(en): **Boschung, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1987)**

Heft 5

PDF erstellt am: **30.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie haben gleich bemerkt, daß hier nicht nur eine Übermetaphorisation, sondern zudem eine völlig falsche Verwendung der Metapher vorliegt. Metaphern können, wie ich bereits angedeutet habe, nur dort gebraucht werden, wo sich das Bild mit der Sache, d. h. mit dem Gemeinten, in einem inhaltlichen Merkmal berührt. Wenn ich etwa von der „Blüte des Lebens“ (zugegebenermaßen eine abgegriffene Metapher!) spreche, so berührt sich das Bild der Blüte mit der gemeinten „Sache“ im Merkmal /jung/. Wenn ich aber vom Steuerfuß rede, dem „unter die Arme gegriffen“ werden müsse, so löst dieses Bild ein Merkmal /menschlich/ aus, das sich mit dem „Steuerfuß“, also mit etwas rein Materiellem, nur schlecht verträgt.

Gesamthaft kann gesagt werden, daß der Prozeß der Übermetaphorisation fast immer mit einer falschen Verwendung der Metapher zusammenhängt.

Lesen Sie abschließend noch das folgende metaphorisch gelungene Gedicht von Ingeborg Bachmann. Beachten Sie dabei vor allem, wie die Metapher „Nacht von Dornen“ einerseits eine völlig neuartige Schöpfung darstellt, wie sie andererseits aber zwei Elemente miteinander verbindet, die sich in einem gemeinsamen Merkmal, im Merkmal /dunkel/ nämlich, berühren. Das Gedicht heißt „Im Gewitter der Rosen“:

Wohin wir uns wenden im Gewitter der Rosen,
ist die Nacht von Dornen erhellt, und der Donner
des Laubs, das so leise war in den Büschen,
folgt uns jetzt auf dem Fuß.

Nein zu einem Unwort

Die Unterschiede zwischen Deutsch- und Welschschweizern sind unübersehbar, nicht zu leugnen. Es gibt seit jeher Gegensätze, die sich mit dem besten Willen nicht aus der Welt schaffen lassen, weil sie auf natürlichen, vererbten, unvermeidbaren Verschiedenheiten beruhen. Jede Sprache prägt Fühlen und Denken, gibt dem Verhalten und der Mentalität ihrer Träger die jeweils eigenartige Färbung, die tatsächlich keiner zu verleugnen vermag.

Dagegen ist nichts einzuwenden, nichts zu unternehmen. Gleichschritt, Gleichschritt, Einebnung sind nicht am Platz, überhaupt nicht möglich. Man hat die andern, so wie sie sind

und nicht anders sein können, anzunehmen, verstehen zu wollen, zu achten. Ohne diese Einstellung ist keine Verständigung, kein friedliches Zusammenleben möglich.

Während des Ersten Weltkrieges klaffte ein böser, bedrohlicher Graben zwischen Welsch und Deutsch. Der Dichter Carl Spitteler versuchte nicht ohne Erfolg, die Vergrößerung und Vertiefung dieser schmerzhaften Rißwunde zu verhindern und die Heilung einzuleiten.

Seit einigen Jahren gefallen sich gewisse Medienleute darin, jede Meinungsverschiedenheit, jede noch so geringe Unstimmigkeit zwischen den Sprachgemeinschaften, auch solche, die nichts mit der Sprache zu tun haben, nicht nur zu registrieren, sondern aufzubauschen, indem sie diese mit dem Begriff des ehemaligen staatsgefährlichen Grabens etikettieren. Ein naives und gleichzeitig unverantwortliches Spiel, das unser Verhältnis immer neu belastet und vergiftet, weil es jedesmal das Trennende betont und das gegenseitige Sichfindenwollen erschwert, wenn nicht überhaupt verhindert und weil es leichtsinnig und unnötig an alte Wunden rührt, die immer noch sehr schonungsbedürftig sind.

Nicht weniger naiv und zweifelhaft, kein bißchen lobenswerter ist aber die Mode, die deutsch-französische Sprachgrenze der Schweiz, eine unbestreitbare, geschichtlich gewachsene sprachgeografische und sprachpolitische Gegebenheit, nicht mehr sachlich bei ihrem Namen zu nennen, sondern bünzlihaft witzelsüchtig einerseits mit der lebensbedrohenden Rißwunde während des Krieges 1914—1918, andererseits mit einem beliebten, allgemein geschätzten Kartoffelgericht in gedankliche Verbindung zu bringen: „Röschtigraben“!

Seit langem wundere ich mich, welche weiche Birne diese scheinbar originelle, in Wirklichkeit nichtssagende, läppische Bezeichnung für unsere deutsch-französische Sprachgrenze ausgebrütet und in die Welt gesetzt hat; ich staune immer wieder, wie viele oberflächliche, effekthaschende Schreiber sie seither gedankenlos nachgeplappert und zur leeren Worthülse gemacht haben, unter der sich niemand mehr etwas Konkretes vorstellt. Was ist sie anderes als eine armselige, ausgeleierte Prothese für die Denkschwachen unter den Journalisten, die nicht einmal merken, wie sie sich damit bei Kennern der tatsächlichen Verhältnisse bloßstellen und lächerlich machen, ein hohles Schlagwort, hinter dem sie ihr Unwissen verstecken möchten, ein ungutes Stereotyp, das, gewollt oder ungewollt, einzig dazu führt, alte Vorurteile zu zementieren und das bitter notwendige Gespräch zwischen den verschiedenen Sprachgruppen zu verhindern oder zu erschweren.

Die Saane hat in ihrem Lauf an zwei Stellen tiefe Klüfte in den Fels gegraben: beim Eintritt ins Freiburger Land oben an der Bockten (La Tine) und dann im Mittellauf von Korbers (Corbières) bis Schiffenen oberhalb Laupens. Nur auf einer kurzen Strecke von rund fünf Kilometern zwischen Freiburg und Bärfischen (Barberêche) verbirgt sich die Sprachgrenze in der Saaneschlucht, nur hier bildet der Graben die Trennlinie zwischen den Sprachen, oberhalb und unterhalb verläuft die Sprachgrenze schräg zur Saane. Sowenig wie früher die von steilen, stellenweise bewaldeten Felsabstürzen eingeeengte Saane läßt heute der Schiffenensee Raum für Kartoffeläcker, von Rösti weit und breit keine Spur! Mit dem besten Willen und der ausschweifendsten Phantasie gelingt es einem nicht, zwischen unserer Sprachgrenze und der bekannten Kartoffelspeise eine vernünftige Beziehung oder eine (dichterisch gemeinte) Übertragung nachzuvollziehen. Das „Bild“ ist abstrus künstlich, an den allerletzten Haaren einer Glatze herbeigezogen, inhaltlos; es geht, wie ein Knallfrosch, der am ersten August Kinder und Frauen erschreckt, auf bloße Verblüffung aus.

Wie aber verläuft die Sprachgrenze in Wirklichkeit? Sie steigt vom Wallis herüber, geht zwischen den Kantonen Bern und Waadt, zwischen Saanenland und Pays d'Enhaut hindurch, zieht im Zickzack über die Greyerzer Voralpengipfel Dent de Ruth, Hochmatt, Maischüpfenspitz, Patraflon, La Patta, Birenberg (La Berra), sticht über die Muschenegg zur zweisprachigen Hauptstadt Freiburg hinab, taucht hier in die Saane, schwimmt den Schiffenensee hinunter, steigt bei Bärfischen (Barberêche) an Land, strebt dem Murtensee zu, umgeht Merlach und Greng im Westen, ebenso Ins, Gampelen, Erlach, Ligerz und Twann, erreicht das zweisprachige Biel und entfernt sich über die Jura-höhen.

Zwischen den Voralpen und dem Murtensee ist sie keine scharfe Scheidelinie mehr, denn sie zerfließt in eine *Sprachgrenzzone*, in ein Mischgebiet historisch zweisprachiger Gemeinden; hier überschneiden sich das französische und das deutsche Sprachgebiet. Das gibt beiden Sprachen gleichermaßen Anrecht auf amtliche Anerkennung und amtlichen Gebrauch, aber auch auf Schutz durch das eidgenössische Territorialprinzip, den Sprachgebietsgrundsatz.

Wer die tatsächlichen Verhältnisse dieser Sprachgeografie zur Kenntnis nimmt, der entlarvt den „Röschtigraben“ mühelos als Schwindel und Falschspiel mit Worten, der kommt auch von selber darauf, daß man die häufig gehörte Redensart „diesseits und jenseits der Saane, outre-Sarine“ nicht wörtlich, sondern bloß cum grano salis verstehen darf.

Die Verschiedenheit der Sprachen und ihrer Sprecher und die daraus entstehende Polarität sind Tatsachen. Durch das Gerede und die Übertreibungen der Medien drohen sie heute zu einem neuen Graben zu werden. Die Medien könnten sich große Verdienste um den Sprachenfrieden in der Schweiz erwerben, wenn sie, statt dauernd das Trennende zu betonen, das Gemeinsame in den Vordergrund stellen wollten. Sie sollten sich bemühen, Wegweiser zu den vielen Brücken zu sein, die für alle Menschen guten Willens hinüber und herüber gangbar sind. *Peter Boschung*

Was tun Schule und Radio gegen den drohenden Verlust der Hochsprache?

Rund 120 Bildungsfachleute, Sprachwissenschaftler und Medienschaffende haben sich am 15. Oktober auf Schloß Lenzburg (Aargau) mit dem Thema „Mundart und Hochsprache“ befaßt, vor allem mit der schwindenden Bereitschaft der Deutschschweizer, zu gegebener Zeit hochdeutsch zu reden. Veranstalter waren die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) und die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK).

Peter Sieber vom Seminar für pädagogische Grundausbildung in Zürich sah im Rückgang des Schreibens und Lesens den Hauptgrund für den vermehrten Mundartgebrauch. Daß auch Bequemlichkeit und Leistungsscheu mitspielen, erwähnte er nicht, und er wußte auch nicht zu sagen, wie bei den Schülern Lust und Freude an der Hochsprache zu wecken wären.

Alfred Defago, Direktor des Bundesamtes für Kulturpflege, warnte vor der falschen Hoffnung, der Bund könne mit gesetzgeberischen Mitteln das verlorene Gleichgewicht zwischen Hochsprache und Mundart wiederherstellen.

Altregierungsrat Walter Gut, Luzern, verstand es meisterlich, das Problem von allen Seiten zu beleuchten. Seine Ausführungen verdienten, der breiten Öffentlichkeit bekanntgemacht zu werden. Das Verharren in der Mundart wird von Welschschweizern und Landesfremden als Kontaktverweigerung empfunden, was menschlich und staatspolitisch schwerwiegende Folgen haben muß. Der Schüleraustausch zwischen den Sprachregionen wird jede Anziehungskraft verlieren, wenn die alte Höflichkeitsregel „mit Fremden spricht man hochdeutsch“ immer wieder — auch im Radio — mißachtet wird. Gut rief die Medienleute auf, sich ihrer Vorbildrolle bewußt zu werden und das Hochdeutsche